



Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 43.

Wiesbaden, den 25. Juli 1915.

3. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Wie unsere Soldaten erzählen“, von Fritz Mac. — „Noxenzeit 1915“, von Julius Dieß, Wiesbaden. — „Der kleine Schuh“, von Paul Ernst. — „Amerikanische Hochbäder“, von Anselm Datter. — „Brief aus Honolulu, Hawaii, Eindrücke während des Krieges“, von Emil Engelhardt. — „Auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege“, von Paul Siberer. — „Bilderbogen fürs Haus“, — „Enstige Ede“.

Zum Geleite:

Erst das Unglück schließt wahrhaft Herz an Herz, erst das Leid weckt das Mitleid, erst die Bedürftigkeit des Leidenden lehrt ihn die Wohltat un-
eigennützigter Umgebung verstehen und erschließt das Gefühl der Solidarität. Nichts ist ein fetteres Kitt für zwei Menschen oder für ein Volk, als ge-
meinsam durchlebtes Leid und die Erinnerung an die durch dasselbe her-
vorgeführte wahrhaft uneigennützig, gegenseitige Umgebung.
E. von Hartmann.

Wie unsere Soldaten erzählen.

Von Fritz Mac.

Die große Zahl der Feldpostbriefe, die wir nun schon gelesen, und die in der Hauptsache sich immer in der gleichen Richtung bewegen, hat unser Gefühl empfindlicher gemacht für die Unterschiede und Feinheiten, durch die sich einzelne von ihnen aus der großen Flut herausheben. Schilderung von Erlebnis und Stimmung ist der Inhalt aller. Aber diese Schilderung ist einmal lebendig, in lebhaften Farben gehalten, das andere Mal nur skizzenhaft, verschämt-zurückhaltend, besonders wenn die Person des Schreibers zu sehr daran beteiligt ist. Der Blick des einen ist nur auf das Große, Allesumfassende, Bedeutende gerichtet, der andere verweilt mit Liebe bei den charakteristischen Einzelzügen. Dieser empfindet sich mitten in der Gewalt der Geschehnisse selbst, beobachtet sich, gewinnt Erfahrungen über diesen geistigen Umwandlungsprozeß in seiner Seele und gibt sich Rechenschaft über sein Erleben. Jenem hat die neue ungewohnte Art des Daseins das Auge geschärft für seine Umgebung; er wird hellhörig und scharfblickend für den Reichtum und die Mannigfaltigkeit der Neußerungen, in denen sich Eigenpersönliches und Allgemein-Menschliches in den Kameraden auswirkt.

Aus all diesen Briefen, die wir mit unvermindertem Interesse lesen, weht uns der herbe Atem kraftvoller Wirklichkeit entgegen. Die Stärke des als Antrieb wirkenden Erlebnisses überträgt sich auf uns mit elementarer Unmittelbarkeit; wir empfinden nicht nach, sondern mit, die Natur, das Leben selbst, nicht Kunst oder Dichtung wirken auf uns. Das ist es, was diesen Zeugnissen des Menschlichen-Allzumenschlichen Gehalt und Bedeutung weit über den bloßen Wert des Stofflichen hinaus verleiht.

Und doch fangen wir schon an, mehr wie bisher auf das wie als auf das was zu achten. Wir haben erkannt: ähnlich wie die beim Kriegsausbruch jäh aufzudeckende Vater-

landsiebe und Opferfreude vielen das Empfinden gesteigert und veredelt, sie zu Lyrikern — im weiteren Sinn des Wortes — gemacht hat, sind unter der ständigen seelischen Einwirkung großer und starker Erlebnisse, viele von unseren Kriegern zu berufenen Erzählern gereift.

Folgende Proben aus Original-Feldpostbriefen, im Wortlaut hier wiedergegeben, mögen die Wahrheit dieser Tatsache bekunden:

Einer von denen, die im Schützengraben, umtobt von dem Höllenlärm des Geschütz- und Gewehrfeuers, Kraft und Mutte fand, bei sich selbst Einkehr zu halten, schreibt über das Ergebnis dieser Selbstbeobachtung: „Seit 10 Tagen liegen wir nun nördlich von Lille und tauschen eiserne Grüße mit dem zähen Engländer. Wir schlafen auf Stroh und des Nachts sehen die klaren Sterne über uns, also daß es nichts Beruhigenderes gibt, als nachts die Augen aufzuschlagen und in die Höhe zu schauen. Wenn ich da liege, so in meinen Woilach gehüllt, dann vergesse ich die vielen Menschen um mich und dann kann ich mir meine Lage gar nicht vorstellen. Es gibt doch soviel anderes als Soldaten. Feinde und Schlacht! Dann zieht der weiche Strom meines früheren Lebens an mir vorbei und an jeden Stern oben binde ich wundervolle Vergangenheit. O, wenn ich sagen könnte, wie ich inmitten all dieser Zerstörung das Leben liebe. Dieses weite Leben, mit seinen Blumen und Wäldern, den Kindern, dem Meere. Ich merke jetzt erst die Unfassbarkeit des Lebens. Das crescendo der Begebenheiten war ungeheuerlich. Erst Besatzungstruppe, dann Streifzüge. Plötzlicher Vormarsch auf Lille. Straßenkampf, Rückzug, Bombardement. Siegreicher Einmarsch. Ruhepause. Und jetzt kämpfen wir in einer regulären, großen Schlacht.“

Von dem wunderbaren, alle weichen Regungen auch in dem primitiven Menschen weckenden Zauber der Musik,

gibt ein im Osten kämpfender Krieger die nachstehende, in ihrer schlichten Sachlichkeit ergreifende Schilderung: „... Die Russen kamen um ihre Nachtruhe . . . In dieser Nacht wurden sie auch so müde, daß es 24 Stunden nachher einem einzigen Mann von der Sanitätskolonne gelang, dreißig Gefangene zu machen. Er kam in unseren Graben, um einen Landsmann zu besuchen, bloß mit einer Klarinette bewaffnet. Gegen 9 Uhr abends begann er den Angriff. Die Krieger hüben und drüben verhielten sich mäuschenstill und lauschten. Er kannte alle slavischen, alle russischen Volkslieder. Bald sangen wir, bald sangen die Russen. Unermüdet und hingebend blies er in die Nacht hinaus. Dann wechselte er im Programm. Statt der nationalen Weisen wählte er religiöse, und nachdem er ein zionistisches Lied beendet, stimmte er das wehmütige Volkslied der Juden, das „Kol Nidrei“, an. Und in dieser Nacht war es, daß dreißig von drüben zu uns geschlichen kamen; Christen und Juden. Sie kamen mit Tränen in den Augen, und wenn wir auch ihr Heimweh nicht stillen konnten, ihren Hunger stillten wir gern.“

Ueber eine nicht alltägliche Gabe der Darstellung verfügt auch der Landwehrmann, der das Getriebe einer Feldfernsprechzentrale in einem alten slandrischen Schlosse zum Gegenstand seiner Schilderung macht. Geradezu dichterisches Empfinden verrät dabei die Gegenüberstellung des geräuschvollen modernen Kriegsapparates zu der stimmungsvollen Ruhe des altherwürdigen Milieus. Zu diesem Feldpostbrief heißt es u. a.: „Ich sitze in einem der prachtvollen Säle des Schlosses. Die Decke ist mit wunderbaren Studarbeiten verziert, die Wände getäfelt bis hinauf, und der Boden in prachtvollem Parkettmosaik eingelegt. Die Wände sind mit Ahnenbildern geschmückt; in dem massigen, kostbaren Marmoramin prasselt ein Holzfeuer. In diesem Saale laufen die geheimnisvollen Drähte zusammen, durch die unsere Truppen hin- und hergeschoben werden; hier ist die Fernsprechzentrale . . . Ein stetes Kommen und Gehen, ein geschäftiges Surren und Summen herrscht hier. Offiziere aller Waffen, Ordonanzen, Telephonisten eilen durcheinander, Meldungen, Neuigkeiten durchschwirren die Luft. Gerade eben meldet die Infanterie starke feindliche Kolonnen. Schnell ist diese Meldung an die Fußartillerie weitergegeben, und gleich darauf sausen die ersten Schüsse hinüber; ihnen folgt unmittelbar lebhaftes Infanteriefeuer. Dann hat auch unsere Feldartillerie das Ziel entdeckt und mit Schrapnell-Brennzündern gings dazwischen. „Bravo!“ summen die Fernsprecher . . .“

Es wird ruhiger mit zunehmender Dämmerung . . . Ich sitze in einem tiefen chinesischen Sessel, gerade mir gegenüber im goldenen schweren Rahmen das Bild eines schönen Weibes in rotem Samtgewand. Eine der Ahnenfrauen derer de C. . . . Zu Füßen des Bildes flackert eine Kerze. Ich schaue und schaue und träume von der schönen Frau, die längst vermodert ist und deren Blicke so lebendig aus dem Bild heraus den Eindringling verfolgen . . . „Rrrr!“ Ich erwache. „Hier Regiment.“ Eine Meldung fliegt durch den Draht. Vorbei ist der Traum.“

Eine von warmem Empfinden durchpulste Schilderung des Geistes, mit dem unsere Tapferen dem Feind entgegenziehen, findet sich in dem Feldpostbrief eines achtzehnjährigen Fähnrichs an seine Mutter, dem hier folgende Sätze entnommen seien. In der Anschaulichkeit und liebevollen Treue im Landschaftlichen wirken sie wie ein Bild: „Draußen ist alles in einen Dunstschleier gehüllt, der Regen strömt unaufhörlich herunter. Von rechts kommen ununterbrochen Truppen jeder Gattung in scharfem Tempo vorbei und biegen wieder nach rechts ein in Richtung nach dem Feind. Wir stehen ganz außen am Rande des Ortes . . . und dauernd fliegen scherzhafte Worte zwischen den marschierenden Truppen und uns hin und her. Lustig und siegesgewiß marschieren sie mit vollster Bepackung in einem Tempo, daß der Zuschauer Herz klopfen bekommt. Auf einmal ist's ganz ruhig. So weit man von unserem Platz die Strecke übersehen kann, brennen 4-5 Gaslaternen, die in dem Nebel nur ein undeutliches Licht geben. Der Widerschein ist auf dem nassen Pflaster zu sehen. Der schlanke hohe Kirchturm ist nicht mehr zu erkennen. Im Halbdunkel

siehen unsere Pferde an der Kirchenmauer, große Dampf- wolken steigen von ihnen auf . . . Nach einiger Zeit hört man, erst ganz fern und leise, bald stärker „Die Wacht am Rhein“, und schließlich kommen sie um die Ecke die Infanteristen und schmettern das Kriegslied durch den Regen und Nebel. Und dann fliegen wieder die Zurufe hin und her. Wir riefen ihnen zu, es seien Jnder in der feindlichen Front. Da erhoben sie großes Geschrei und einer rief: „Lauffschritt!“ Und da sausten sie mit ihrem schweren Gepäc mit Hurra im Lauffschritt los, mehrere Kompagnien, dahinter Bagagen, Maschinengewehre, Feldküchen, alles in scharfem Trab auf dem schläfrigen Pflaster um die scharfe Ecke rum; hier und da ein Offizier im Galopp die Kolonnen entlang nach vorne. Und dann wieder noch mehr Infanterie, Reservisten und Landwehrleute, alle mit blitzenden Augen, alle im Lauffschritt, wie ganz junge Rekruten. Wir machten dann noch die ganze Nacht hindurch einen strammen Marsch und gingen bei Morgengrauen in Stellung . . . hier sah ich daselbe Regiment, das in der Nacht in dem rasenden Tempo marschiert war, zum Sturm angetreten. Unmittelbar hinter dem Bataillon, das am nächsten bei uns war, kam die Regimentsmusik. Und so gingen die Leute unter den schmetternden Klängen des Regimentsmarsches und mit „Heil Dir im Siegerkranz“ auf freiem Feld gegen ein festungsartig auf einer Höhe gelegenes Dorf vor und stürmten es.“

Einen feinen Humor besitzt der Verfasser des launigen Lobliedes auf die musterhafte Ordnung, von der unser Sanitäts- und Verpflegungswesen beherrscht wird. Er schreibt: „Es ist dunkel, als wir in E . . . eintreffen. Hier liegen Stäbe, Bagagen, Feldküchen und Lazarette. Auf dem Kirchplatz brodeln die Feldküchen, umlagert von hungrigen Kriegern und von denen, die die erste Portion schon verzehrt haben und es auf gut Glück noch einmal versuchen. Aber auch manch ein Unglücklicher ist dabei, der von seiner Truppe versperrt ist und nun bei der fremden seinen Hunger zu stillen versucht; bis in den Magen suchen ihm die Blicke des Küchengewaltigen zu dringen. Denn kann nicht auch er zu jenen Unerfättlichen gehören, die freventlich die Rationen ihrer Kameraden schmälern? Heilige Ordnung! Bis ins Kleinste regiert sie dieses scheinbare Chaos! Auf ihrer ehernen Tafel, dargestellt durch das Notizbuch des Sanitätsgefreiten, vermerkt sie die Worte des Stabsarztes, der dem blaffen Patienten Müller 7. einen Butteraufstrich auf sein Frühstücksbrot und dem Landwehrmann Schmidt, der über starke Schmerzen in der Magengegend klagt, eine Chloroformöleinreibung verschreibt. Niemand wird sich die Küchenordnung in der Anzahl der Bebutterten und der butterlosen Brote irren, und nach Wochen, wenn Müller 7. wie eine Rose blüht und Schmidts Magen gefühllos ist wie Stein, werden sie zur Zurücknahme der Verordnung den Instanzenweg beschreiten müssen.“

Diese wenigen Proben aus Briefen, von ihren Verfassern ohne jede Berechnung auf etwaige Wirkung niedergeschrieben, beweisen, wie die Stärke, Intensität und Dauer eines ungewöhnlichen Erlebnisses geistige Kräfte wecken, die bis dahin im Unterbewußtsein schlummerten, wie gesteigerte Empfänglichkeit und überwachtes Erinnerungsvermögen in der Wiedergabe des Erlebten sich bis zu einem solchen Grade zur künstlerisch einwandfreien Erzählung verdichten, daß die Grenze zwischen Natur und Kunst oftmals verwischt erscheint. Man sieht die alte Erfahrung bestätigt, daß ein starkes seelisches Erlebnis unbewußte, schlummernde, künstlerische Kräfte auszulösen vermag. In diesem Sinn sind solche Feldpostbriefe Beiträge zur Psychologie des künstlerischen Schaffens.



Rosenzeit 1915.

Von Rudolf Diez, Wiesbaden.
Es ist ein Glänzen und Glühen
Wie sonst auf deutscher Erd,
Und doch kein fröhlich Blühen
Wie einst um Heim und Herd.

Denn über grüne Matten
Zur lichten Rosenzeit
Geht sorgenvoll ein Schatten:
Des Volkes Fast und Leid.
Doch um die roten Rosen,
Da steht ein stark Geschlecht:
Die Kleinen und die Großen,
Der Herr und der Knecht.
Und ineinander legen
Getreu sie Hand in Hand. —
So ward die Sorge zum Segen
Fürs deutsche Vaterland.



Der kleine Schuh.

Komödiantengeschichte von Paul Ernst.

Kelio ist ein Königssohn und jagt im Walde; junge Mädchen tanzen im Mondschein und entfliehen, wie sie von ihm überrascht worden. Die Schönste verliert einen Schuh, einen reizenden kleinen Schuh, den kleinsten Schuh, den man sich vorstellen kann, einen Goldkäferschuh, einen Kinderschuh. Kelio stürzt zu dem Schuh, nimmt ihn auf, drückt ihn an Lippen und Herz, denkt nicht mehr an Hirsche und Rehe, denkt nur noch an die reizende Schöne, welche den Schuh verloren hat. Er kehrt nach Hause zurück, seine Eltern erschrecken, so bleich sieht er aus; er legt sich ins Bett und kommt dem Tod nahe. Alle Ärzte untersuchen ihn, der eine sagt, daß sein Leiden aus dem Magen kommt, der andere findet den Sitz in der Leber, der dritte glaubt, daß der Blutumlauf ins Stocken geraten ist und der vierte rät auf eine Erkrankung des Großhirns.

Jeder verschreibt ihm eine andere Medizin, der König, welcher ein ordentlicher alter Herr ist, befiehlt, daß er sie alle einnehmen soll, weil man nicht weiß, welches die richtigste ist; endlich aber kommt aus der Ferne ein ganz kluger Arzt, welcher in Bologna studiert hat; der erkennt, daß das Uebel von dem kleinen Schuh herrührt. Nun werden Trompeter ausgesandt, die durch das ganze Königreich blasen müssen und ausrufen, daß alle hübschen Mädchen auf das Schloß kommen sollen und den Schuh anprobieren.

So ungefähr sind die beiden ersten Akte des Dramas, in welchem Kelio jetzt die Hauptrolle spielt. Das Drama hat fabelhaft eingeschlagen, jeden Abend ist das Theater ausverkauft, der Dichter hat schon eine Abschlagszahlung von drei Scudi bekommen, die fünfzigste Vorstellung ist bereits überschritten, und es wird erzählt, daß der heilige Vater selbst incognito sich das Stück angesehen hat; er hat darauf zu Hause Macaroni gegessen und hat gesagt: „Die Macaroni sind ja gut, aber das Stück war auch gut.“

Kelio ist so in seiner Rolle, daß er auch außerhalb der Bühne den kleinen Schuh stets auf seinem Herzen trägt, daß er den ganzen Tag an nichts denkt, wie an das wunderschöne Mädchen, das den Schuh verloren hat. Er denkt nicht an Isabellen, welche die Rolle dieses Mädchens spielt; denn der Zuschauer muß wissen, daß in der Nähe die zart-roten Wangen, die großen blauen Augen, das helle Lockenhaar ganz abscheulich aussehen. Kelio denkt an das schöne Mädchen, wie sie aussehen würde, wenn er unten in der achten oder neunten Reihe säße; er geht also in den Straßen Roms und sieht an allen Häusern hoch, ob nicht hinter irgend einem Fensterladen das lockige Köpfchen vorsteht, und aufmerksam betrachtet er auf dem Korso alle Damen, ob nicht unter irgend einem hübschen Kleid der kleine Fuß zum Vorschein kommt. Ja, er lebt ganz in seiner Rolle. Der Direktor bezahlt ihm jetzt die Gage, und er kann zu Mittag essen; er geht zum Stadtkoch, setzt sich mit stolzer und unzufriedener Miene an den Tisch; der Koch bringt ihm für zwei Soldi gekochte Bohnen und wünscht ihm guten Appetit; Kelio aber erhebt sich, wischt den Teller mit den Bohnen vom Tisch und ruft: „Ist das ein Fressen für einen Königssohn?“ Dann geht er hochmütig aus der Tür, und alle Gäste und der Wirt bleiben zurück und staunen über sein Talent.

In dieser Verfassung begegnet Kelio einem Hochzeitszug.

Ein junger Stadtschreiber, der die Namen der angekommenen Fremden in ein großes Buch eintragen muß, verheiratet sich mit der Tochter eines reichen Käsehändlers. Es kommen, wie so oft, Titel und Geld zusammen. Die Familien beider Verlobten sind groß, die Verwandten des Bräutigams sind alles Beamte: Stadtschreiber, Aktuar, Sekretäre, Diätare, Rechnungsräte, Kanzlisten und Diurnisten, die Verwandten der Braut sind alles Geschäftsleute: Mehlhändler, Fleischer, Bäcker, Gelbhändler, Obstverkäufer und Gemüsemänner. Zwei sonst getrennte soziale Schichten fließen so zusammen; keiner von der einen Verwandtschaft hat bis jetzt einen von der anderen Verwandtschaft gekannt; die einen dachten, die anderen sind stolz auf ihren Rang, und diese dachten, die anderen sind stolz auf ihr Vermögen; nun lernen sie sich kennen, und finden jeder von den anderen, daß sie umgängliche, liebenswürdige und gebildete Leute sind. Das erhöht die Fröhlichkeit; ehe man zur Kirche ging, hat man schon etwas getrunken. Nun kommt man aus der Kirche zurück und geht zu der Wohnung des Brautvaters, wo ein herrliches Mittagessen vorbereitet ist.

In dieser großen Gesellschaft erblickt Kelio das Mädchen, das er so lange gesucht hat.

Er sieht neben ihr wie im Traum, spricht mit ihr, bietet ihr den Arm; sie nimmt ihn verschämt, sieht ihn schelmisch von unten an, wie er spricht; und er spricht die wunderbaren Verse, die er zu sagen hat, wie der kluge Arzt ihm die Geliebte zuführt. Das Mädchen lacht, die anderen lachen; jeder denkt, daß Kelio zu der Gesellschaft gehört; die Aktuare halten ihn für einen Geschäftsmann und die Geschäftsleute für einen Aktuar. Das schöne Mädchen allein hat irgendwelche dunklen Vorstellungen, daß die Sache nicht so stimmt, aber dafür schwimmt sie in Glück, und die Vorstellungen verflüchtigen sich.

Man kommt in die Wohnung der Brauteltern. Die Tische sind den Kaden und alle Zimmer hindurch angerichtet; man legt Hüte und Mäntel ab. Die junge Frau sinkt in die Arme des Vaters und weint, dann in die Arme der Mutter und weint; die Eltern trocknen sich gleichfalls die Tränen, der junge Gatte sieht betreten und schuldbewußt aus; die jungen Mädchen lichern und bliden auf Kelio; Kelio spricht mit einem Rechnungsrat von der Feststellung der Steuern, die auf den Immobilien ruhen und mit einem Mehlhändler über den Unterschied der Transportkosten des Mehls und der Körner; dann setzt man sich, Kelio neben seiner Schönen. Die Speisen werden herungereicht, der Wein eingegossen, Reden werden gehalten; auch Kelio hält eine Rede, sie ist so schön, daß der Brautvater kommt und mit ihm anstößt.

Das schöne Mädchen war im Theater und hat Kelio gesehen, wie er den kleinen Schuh küßte; sie hat nun schon etwas getrunken, nicht viel, aber sie kann auch nicht viel vertragen, und ihre Gedankenverbindungen gehen absonderlich; ihr wird klar, daß ihr Nachbar Kelio ist. Kelio, der so entzückend in den kleinen Schuh verliebt ist; sie weiß genau, daß er der ja gar nicht sein kann, daß das ihr nur so erscheint, weil sie ein Glas Marino getrunken hat, der ein schwerer Wein ist und in den Kopf steigt; aber es ist doch so schön, daß Kelio sie liebt, daß er den kleinen Schuh aus der Brusttasche nimmt und küßt, daß er sagt: sie ist die einzige, an deren Füßchen der Schuh paßt, daß sie ihn mit den Ellbogen in die Seite stößt und sich dann lachend über den Tisch beugt, daß sie ihm flink den Schuh aus der Hand reißt, schnell unterm Tisch ihren alten Schuh auszieht und diesen überstreift, und ihn dann die Spitze ihres Füßchens sehen läßt. Das alles ist so schön, und es ist nur merkwürdig, daß das bei der Hochzeit ihrer Base stattfindet, indessen alle Verwandten um den Tisch herum sitzen und von Hochzeiten, Schlachtgewicht, Auszugmehl, Prima Sultaninen und Steuern sprechen. Es schwirrt ihr alles vor den Augen und Ohren, und nur eins weiß sie fest, daß sie Kelio liebt und an seine Brust sinken würde, wenn das nicht unanständig wäre.

So geht denn das Hochzeitsfest seinen Gang. Wie man fertig gegessen hat, erhebt man sich und schreitet paarweise auf die Straße; da haben die Nachbarn Teppiche aus den Fenstern gehängt; wer ganze Teppiche hatte, der hängte ganze, und wer zerrissene hatte, der hängte zerrissene heraus; die Frauen in weißen Nachtjaden, mit roten Gesichtern, glänzend vor Schweiß und Freude, sehen aus den Fenstern und rufen der Braut zu; Musikanten stehen da und spielen auf, die Alten beginnen zu tanzen, die Jungen folgen, und auch Lelio mit seiner Schönheit tanzt.

Wie weit Lelio sich über die Lage klar war, ist ungewiß; daß er kein Königssohn sein konnte, mußte er wohl wissen; aber es scheint doch, daß er sich wenigstens als etwas Ähnliches vorkam. So sprach er denn feurig von seiner Liebe, seinem Schloß, seinen Besitzungen, wobei er dann freilich auch von seiner Gage sprach; die Schönheit interessierte sich aber nur für die Liebe. Der Abend zog herauf, er erinnerte sich daran, daß er ins Theater mußte. Beiden war klar, daß die anderen nicht merken durften, wenn sie sich entfernen; so zogen sie sich denn mit der größten Geschicklichkeit zurück, und nach acht Tagen schon stand die Schönheit als Isabelle auf der Bühne, verlor ihren kleinen Schuh, und wurde von dem klugen Arzt an das Bett des todkranken Lelio geführt.



Amerikanische Modebäder.

Von Anselm Datter.

Wenn der Sommer da ist und die Großstädte sich entvölkert haben, findet man einen nicht unbeträchtlichen Teil ihrer Bewohner in den nächstliegenden Badeorten wieder. Dem Dittesbade Heringsdorf sagt man nach, daß es zu gewissen Zeiten nichts anderes wäre als eine Kolonie von Berlin, und wenn man im Juli oder August dort am Strande spaziert, so träte man noch viel mehr seiner Berliner Bekannten, als beim Sonntagvormittagsbummel Unter den Einden. Was wollen aber die 9-10 000 Badegäste, die Orte wie Heringsdorf oder Kolberg aufzuweisen haben und unter denen tatsächlich die Hälfte erholungsbedürftige Reichshauptstädter sein mögen, besagen gegen die Unmassen von Badegästen, die allsommerlich Newyork auf den Strand von New Jersey und Long Island wirft. Atlantic City auf der Küste von New Jersey beherbergt im Sommer über 100 000 Badegäste. Jedesmal baden dort etwa 20 000 Personen gleichzeitig, Männer, Frauen und Kinder hanteln durcheinander; und mindestens noch 20 000 Personen lagern dabei als Zuschauer im Uferlande. Das macht 40 000 Menschen täglich am Strande von Atlantic City, einem Orte von 3000 Einwohnern. Coney Island aber, die „Kanincheninsel“, südlich von Newyork, die das westlichste Stück der der Südküste von Long Island vorgelagerten Sandbank bildet, wird alljährlich gar von 8 Millionen Badegästen überschwemmt. Dort gibt es Speisehäuser, in denen 4000 Personen mit einemmale in einem einzigen Saale zu Mittag essen. Long Branch, das gegenüber weiter südlich, schon auf der New Jerseyer Seite liegt, ist das Monaco der Newyorker, mit seinen 26 verschwenderisch ausgestatteten Spielhöhlen. Newyork, die nordöstlich gelegene Hauptstadt des Staates Rhode Island, einst der Handelsrivale Newyorks, der es aber trotz seines wunderbaren Hafens nur auf 20 000 Einwohner gebracht hat, während Newyork längst auf zwei und mehr Millionen gediehen war, ist das Seebad der nordamerikanischen Millionäre, als solches die Königin unter den Seebädern der Neuen Welt. Ein Hotelleben gibt es dort fast gar nicht, weil jeder Badegast sein eigenes Haus hat. Um in Newyork baden zu können, muß man ein Einkommen von mindestens 10 000 Dollars haben. Es gibt aber viele, die ungefähr das Fünftel dieser Summe in einer einzigen Saison in Newyork verbrauchen. Unter der großen Masse von Strandbädern, welche die Küsten der Vereinigten Staaten bieten, wählt sich die feine Welt Newyorks sowohl, als die Aristokratie des Südens auch gern das nur wenige Stunden von Philadelphia gelegene Cape May, New Jersey, zum Aufenthalt. Vorzugsweise gilt der August als Zenith der Saison, und in der Tat entfaltet auch gerade dieser Monat nicht allein die größten Reize, sondern auch alle jene erstarrlichen Eigenschaften, welche im Verein mit den dunkelgrünen Wogen die unzähligen Leiden der mürrisch eintreffenden Menschen am schnellsten zu beseitigen oder zu mildern vermögen. Hundstagswahnig Jahre mögen es überhaupt her sein, daß Cape May von sich zu reden begonnen hat. Zu der

Zeit standen nur drei riesige Hotels, und was nicht zeitig genug zur Badelaison kam, sah sich in die kleinen Cottagen der Umgegend zu flüchten gezwungen und somit einer beliebigen Gastfreundschaft oder auch viel größeren Strapazen anheim gegeben. Ganz anders jetzt. Eine reizende kleine Stadt, welche sich in eine obere und untere Piazza teilt und ebenso viel komfortable Hotels als elegante Villen nachweist, lagert sich am Strand entlang und zahlreiche Anlagen und dichtbelaubte Baumgruppen gewähren den ununterbrochenen Kavalkaden von Herren und Damen, welche nach dem Meeresufer oder der Seebe pilgern, um dort sogenannte Cape-May-Diamanten, kleine hellweiliche Steine, die, wenn sie geschliffen werden, ein ganz helles und schönes Wasser haben, zu suchen und zu finden, die einladendsten Ruhepunkte. Das Klima ist eines der lieblichsten, welches man sich nur denken kann. Obgleich die Vegetation ringsum die reiche Frille des Südens zeigt, läßt doch die Sonne nie den Fort in ihm heimischen verlegenden und zurückstößenden Einfluß, und besonders gewähren die Abend eine wahren idyllischen Genuß, indem dann die eine Hälfte des Himmelsgewölbes sich klar und sternhell zeigt, während über der anderen stets eine Wolkenschicht ruht, in deren Räubern sowie einzelnen Teilen sich unablässig die herrlichsten Lichtreflexionen entwickeln, ohne daß je herannahender Donner unheimliche Befürchtungen geltend macht.

„Nix . . . kann ich das Veranlassen haben, ein Bad mit Ihnen zu nehmen?“ ist eine Einladung, die man besonders morgens um neun Uhr wiederholt von Herren an Damen richten hört, gerade wie man auf einem Balle das Engagement zu einer Francaise oder zu einem Walzer verulunt. Nie erfolgt eine abschlägige Antwort, denn alles macht ja binnen Tagesfrist mit einander Bekanntschaft. Das Badefestum ist bald angelegt und hinunter geht es zum Strande, wo bald tausende Personen sich einfänden und scharenweise hinaus ins Meer gehen, meist in blane und rote Blusen und Beinkleider gekleidet und den Kopf mit gelben, breitrandigen, gleichfarbig decorierten Strohhüten bedeckt. Wagen und Pferde plätschern in die Wellen hinaus, Hunde schwimmen hinaus, weiße und schwarze Menschen, Pferde, Wagen und Hunde alles durcheinander. Nicht weit davon tauchen große Fische, Vorreiber genannt, mit den Köpfen hervor und machen zuweilen große Sprünge, vermutlich vor Lust und Freude über die Sprünge der Menschen. Es ist, wie gesagt, eine Republik in den Wellen mit mehr Gleichheit und Brüderlichkeit als irgendwo auf dem festen Lande. Denn das Meer, das große mächtige Meer, behandelt alle gleich, umrauscht alle und überschäumt alle mit einer solchen Liebermacht, daß es nicht der Mühe für jemand lohnen würde, sich demselben zu widerlegen. Das Meer schlägt über allen zusammen, wirft alle um, belebt alle, liebkost alle, reinigt alle und vereinigt alle.

Decau Grove endlich ist das Bad der Frommen, der Methodisten. Dort kann man für kein Geld Tabak oder geistige Getränke bekommen. Weder Kartenspiel noch Tanzen ist zulässig. An Sonntagen bekommt man nicht einmal Milch zu kaufen. 99 Prozent der Badegäste wohnen einmal täglich dem Gottesdienste bei. Dabei geht es unter den Herrschaften doch so ungerührt zu, daß viele schon am frühen Morgen sich in ihren Badeanzug stecken, auch darin zum Morgengottesdienst kommen, dann ihr Bad nehmen, später im Freien eine Andacht abhalten und immer noch in dem Anzug sich befinden, der nun naß und triefend an ihren Gliedern klebt.



Brief aus Honolulu, Hawaii.

Eindrücke während des Krieges von Emil Engelhardt.
(Schluß.)

Neues Leben brachte die Ankunft des Kanonenbootes „Geier“. Bei Ausbruch des Krieges lag der „Geier“ in Singapore. Er kam von Deutsch-Ostafrika, wo ihn die rühmlichst bekannte „Königsberg“ abgelöst hatte, und fuhr nach der Südsee. Das heißt, jetzt, nach Kriegsausbruch, mußte er unser ostafrikanisches Geschwader suchen, das irgendwo, niemand wußte wo, im Stillen Ozean kreuzte. Die Funkentelegraphie durfte nicht gebraucht werden, damit die etwa 50 suchenden Engländer und Japaner das kleine Boot nicht fänden. Da die Kessel in ihrer 20jährigen, sehr angespannten Dienstleistung verbraucht waren und stark leckten, konnte der „Geier“ mit der jagenden Geschwindigkeit von

4 Seemeilen dem neutralen Hafen von Honolulu „zuellen“, um nach Möglichkeit zu reparieren. Sofort verlegte die mit englischem Kapital arbeitende Marconi-Gesellschaft die amerikanischen Neutralitätsvorschriften, welche es verboten, irgendwelche Nachrichten über Schiffsbewegungen auf drahtlosem Wege zu melden. Dafür durften nur Kabel benutzt werden, damit kein Kriegs- oder Handelsschiff daraus Vorteil ziehen könnte. Die Marconisation in Honolulu aber meldete sofort, nachdem selbstverständlich gut bezahlt worden war, in alle Himmelsrichtungen: „Geier“ angekommen! — Washington ließ die Station schließen und verlangte Aufklärung. Der Superintendent der Kompagnie gab an: „Wir dachten, als das Telegramm aufgegeben wurde, es handle sich um einen Mr. Geier, der einem Geschäftsfreunde etwa in San Franzisko seine glückliche Ankunft in Honolulu nach gut überstandener Seereise meldete.“ Auf diese flau und lächerliche Schulbubenaussrede hin erlaubte die Regierung der Vereinigten Staaten, mit der „Aufklärung“ zufrieden, tatsächlich die Wiedereröffnung und den Weiterbetrieb der Station. Wie läppisch diese Aussrede war, geht daraus hervor, daß seit drei Tagen kein Dampfer mit Fahrgästen eingelaufen war und seit Jahren keine Passagierliste den Namen Geier enthielt, wie aus den Listen der Einwanderungsbehörde leicht festzustellen war! Wir Deutsche waren wütend, die Engländer lachten, die Amerikaner zwinkerten belustigt und verstehend mit den Augen, und die Japaner waren vergnügt — denn zwei Tage später erschien vor Honolulu das japanische, einstmals russische Schlachtschiff „Hizen“, das sie in Port Arthur versenkt, erbeutet und wieder gehoben und umgebaut haben. Und ein paar Stunden später langte von Osten der Panzerkreuzer „Asama“ an, derselbe, der im Februar an der Südküste Kaliforniens scheiterte.

Von unserem Hause aus, das oben am Berghang lag, konnten wir die beiden Schiffe auf ihren Wachtpostenfahrten außerhalb der Dreimeilengrenze vor dem Hafen gut beobachten. Freundliche Gefühle waren es sicher nicht, mit denen wir jeden Morgen nach dem Aufstehen feststellten, daß sie immer noch draußen lagen. Die Amerikaner erlaubten es wieder, entgegen dem internationalen Gebrauch, daß für zweieinhalb Wochen die Japaner sozusagen den Hafen von Honolulu blockierten. In den letzten Tagen kam der Panzerkreuzer „Idzumo“, ein Schwesterschiff der „Asama“, noch hinzu.

Das amerikanische Zöllwachtschiff „Thetis“, ein kleiner Schoner mit Hilfsmaschinen und höchstens acht Seemeilen Geschwindigkeit, patrouillierte vor dem Hafeneingang auf und ab, um jeden Verkehr zwischen Land und den japanischen Kriegsschiffen unmöglich zu machen. Daß freilich japanische Fischerjampan, schnelle Motorboote von 12 bis 20 Seemeilen Geschwindigkeit, des Nachts viele und regelmäßige Fahrten zu den Kriegsschiffen hinaus veranfalteten, das konnte das amerikanische Zöllschiffchen nicht verhindern, zumal die Japaner sich an einer 50 Meilen langen Küste ihre bequemsten Landungsplätze aussuchen konnten und durchaus nicht immer genötigt waren, unter den Augen der wachenden „Thetis“ vorbeizupassieren.

Der „Geier“ wurde von amerikanischem Militär streng bewacht, bei Tage und Nacht, weil man fürchtete, ein rabiater Japaner könnte einen Anschlag auf das reparierende Boot versuchen. Andererseits lagen, damit der „Geier“ nicht bei Nacht und Dunkel entweichen könnte, ständig zwei japanische Sampan an seiner Seite! Lichtsignale wurden nach Einbruch der Dunkelheit beständig zwischen Land und den japanischen Kriegsschiffen auf der Höhe gewechselt, wie wir von der Lanai unseres Hauses aus gut beobachten konnten. Und der „Geier“ reparierte und reparierte! Etwas gemächlich scheint man es ja wohl gemacht zu haben, denn es ließ sich auf diese Weise doch wenigstens etwas leisten: die drei japanischen Kriegsschiffe wurden hier vor Honolulu festgehalten und konnten nicht anderswo kriegerisch verwendet werden. Also immerhin ein kleiner, aber nicht unwesentlicher Beitrag des „Geier“ zu der Lösung der großen Aufgaben, welche unser ostasiatisches Geschwader im Stillen Ozean durchzuführen hatte.

Ueberhaupt mußte dem deutschen Volk die Besatzung des „Geier“, die auf einem alten Kahn ohne jeden Gefechtswert — er feierte in Honolulu seinen 20. Geburtstag — den ganzen Stillen Ozean durchkreuzte und dann wegen der alten Kessel und Maschinen verhindert war, etwas Größeres für das deutsche Vaterland zu leisten, eine ganz besondere Genugtuung bereiten. Die Japaner jedenfalls nahmen das kleine alte Kanonenboot sehr ernst, zumal der japanische Schnelldampfer „Tenyo Maru“ von San Franzisko bereits seit drei Tagen fällig war. Er wagte sich erst am helllichten Tage in den Hafen von Honolulu, als die japanischen Kriegsschiffe auf der Reede lagen. Mit großer Wahrscheinlichkeit nahmen wir an, das S. S. „Tenyo Maru“, der „Geschäftsfreund“ in San Franzisko war, dem das Eintreffen des „Geier“ in Honolulu hatte telegraphisch gemeldet werden müssen. Und seine Kompagnons waren die japanischen Kriegsschiffe.

Eines Tages erfuhr ich von sehr zuverlässiger Seite aus den Kreisen der amerikanischen Marine, das Zöllwachtschiff habe zwei japanische Sampan abgefangen, die vom „Hizen“ hereinfuhren und anscheinend versuchten und hofften, unbemerkt an der „Thetis“ vorbeizukommen. Als man sie durchsuchte, fand man Gewehre mit dazugehöriger Munition und Maschinengewehre mit Munition! Sie lagen jetzt auf der „Thetis“. Es gab ein langes Hin- und Hertelegraphieren zwischen Honolulu und Washington. Zwei Tage später, als zugleich ein Japaner wieder freigelassen wurde, den man ertappte, wie er gerade den Kriegshafen von Pearl Harbor ausmaß (!), stellten die Zeitungen, die bisher geschwiegen hatten, das Ganze, das natürlich ins Militär und damit ins Volk gedrungen war, als ein Gerücht hin. Ein Beweis mehr, daß meine Quelle, die ich für unanfechtbar halte, recht berichtet hatte! „Zwischen Washington und Japan sind alle Mißverständnisse (ei ei!) aufgeklärt worden!“ Wir verstanden daraus, daß Amerika wieder einmal schwach und rückgratlos gewesen war, weil es nicht gerüstet ist!

Die Folge des Ganzen war eine reizende Geschichte, die hübsch erfunden wäre, wenn ich nicht verbürgen könnte, daß sie wahr ist. Es liegen vier amerikanische Unterseeboote seit September im Hafen von Honolulu. Als der Weltkrieg immer weitere Gebiete in den Malstrom hereinzog, waren sie eilig von der kalifornischen Küste herübergebracht worden. Die Amerikaner mochten eben doch der Zukunft nicht so ganz trauen! — Ich war den Abend auf dem Norddeutschen Lloyd-Dampfer „Pommern“ gewesen und wartete nahe der Kiegelelle der U-Boote auf mein „Fünf-Cents-Automobil“, die elektrische Straßenbahn. Es war eine finstere Nacht, aber die elektrischen Lichter der auf der Seite des „Geier“ festgemachten U-Boote erhellten die Dunkelheit. Ich sehe, wie eines, „f 3“, losmacht. Man hörte erregte Stimmen von Land zu Boot und zurück von Boot zu Land rufen. Ein Automobil rast heran und auf den Kai. Ein paar laut geschriene Befehlsworte, und das U-Boot macht wieder fest. Danach erfuhr ich aus zuverlässiger Quelle: Ein Teil der Besatzung war etwas angetrunken vom Landurlaub zurückgekommen und hatte sich in den Kopf gesetzt, hinauszufahren und die verhafteten Japaner zu torpedieren! Durch das rechtzeitige Einschreiten des von Besonnenen telephonisch herbeigerufenen Offiziers wurde der Streich verhütet, der unabsehbare Folgen hätte haben können.

Zum Abschluß der Uebersicht über die Stimmung unter den Völkern Hawaiis sei noch der Portugiesen gedacht, deren eine große Anzahl als Plantagenarbeiter Hawaii bevölkert. Die meisten sind Royalisten (!) und wünschen aus vollem Herzen Deutschland den Sieg. Unser Postbote war Portugiese. Wenn er mir wieder einmal deutsche Zeitungen gebracht hatte, fragte er den nächsten Tag, was drinnen stand, und unter einer halben Stunde kam er nicht fort. Ueber dies und jenes erbat er Aufklärung, die er dann getreulich unter seinen Freunden weiterverbreitete.

Als ich im Januar Honolulu verließ, lagen zehn deutsche Schiffe für Kriegsdauer dort fest. Als erster kam „Setos“, ein großer Frachtdampfer der Kosmoslinie, mit Holz von Kanada für eine englische Firma in Australien bestimmt. Sie war rechtzeitig vom Ausbruch des Krieges drahtlos benachrichtigt worden. Ende August kam die

„Pommern“, ein ganz neuer 12 000-Co.-Frachtdampfer des Norddeutschen Lloyd, von dessen sehr bemerkenswerten Erlebnissen folgendes mitgeteilt sei: Die „Pommern“ fuhr am 30. Juli — man beachte das Datum! — abends um 6 Uhr in Sydney ab, um am nächsten Mittag in Melbourne einzutreffen, mehr Ladung für England einzunehmen und durch den Suezkanal heimzureisen. Nachts um 12 Uhr wurde die „Pommern“ funktentelegraphisch angerufen. Von der Landstation Sydney. „Norddeutscher Lloyd-Dampfer „Pommern“ soll wegen Kriegsgefahr sofort nach Niederländisch-Indien fahren und internieren in . . .“ Der Name war unverständlich, denn der englische Panzerkreuzer „Australia“, der in Melbourne lag, schlug mit seiner sehr starken drahtlosen Station sofort kräftig dazwischen, um die Aufnahme der Meldung durch die „Pommern“ zu stören. Als das Telegramm zu Ende war, schaltete die „Australia“ ein und funkte also: „Es ist nicht mehr erlaubt, in Code zu telegraphieren! Nur noch offenes Englisch!“ Der „Drahtlose“ der Landstation Sydney war aber ein Deutscher und mit den Offizieren der „Pommern“ wohlbekannt; er war sich dessen wohlbewußt, was davon abhing, daß die „Pommern“ das Telegramm richtig erhielt. Deshalb kümmerte er sich nicht um das Dazwischenfunken der „Australia“ und gab die Meldung in Code ein zweitesmal und trotz der immer strengeren Verbote, welche die „Australia“ funkte, ein drittesmal. So wußte die „Pommern“ nach einiger Zeit genau, was sie zu tun hatte. Freilich, sie hatte nur 160 Co. Kohlen, die eben ausreichten, um nach Melbourne zu kommen. Ihre Ladung war eine der teuersten, die es überhaupt gibt: Kopra. Sie brennt vorzüglich, war also für den Notfall ausgezeichnete Feuerstoff. Leder, Talg und Häute machten den Rest der Ladung aus. Die „Pommern“ wendete und setzte Kurs gegen Norden, zugleich sandte sie folgende drahtlose Meldung in offenem Englisch nach Melbourne: „Norddeutscher Lloyd-Dampfer „Pommern“ wird morgen mittag in Melbourne eintreffen.“

Während der Beratungen der deutschen Offiziere und Ingenieure hatte die „Australia“ ununterbrochen in Geheimcode telegraphiert und sämtliche englische Kreuzer in australischen und neuseeländischen Gewässern angerufen. Der Name „Pommern“ kam in jedem Anrufe vor, so daß man genau schließen konnte, sie meldete das deutsche Schiff überall an, daß auf es besonders scharf aufgepaßt und es sicher abgefangen würde. Als aber die „Pommern“ ihre Ankunft meldete, schwieg die Funkerei der „Australia“ sofort stille. Sie war befriedigt, daß der deutsche Kapitän so nichtsahnend und naiv nach Melbourne kommen würde, wo er natürlich leicht festzuhalten war, bis die offizielle englische Kriegserklärung da war. Dieser Vorfall im Zusammenhang damit, daß die Engländer um dieselbe Zeit bereits ihre kleinen Flußkanonenboote in China versenkten, beweist zu allem anderen, daß diese Stationen bereits offiziell kriegsbereit waren!

Schiff und Ladung der „Pommern“ waren etwa 4 Mill. Mark wert! Bis die gebräuchlichen Schiffahrtsstraßen gequert waren, gab es noch aufgeregte Tage. Aus dem ungenierten Funkengespräch englischer Kriegsschiffe erfuhren die „Pommern“-Leute die englische Kriegserklärung und horchten von nun an noch gespannter auf englische Schiffe. Besonders die „Venus“ und „Psyche“, zwei kleine Kreuzer, machten auf die „Pommern“ Jagd und kamen öfter in sehr bedenkliche Nähe, so daß man wiederholt jede Hoffnung aufgab, ihnen zu entkommen. Dann aber wurde es still, und ungestört beendete das schöne Schiff seine lange Fahrt nach Hawaii, wohin der Kapitän sich entschlossen hatte zu gehen, da ihm Niederländisch-Indien zu heiß und zu unsicher war. Es verdient besonders bemerkt zu werden, daß Kapitän Minssen keine Seelarten des Stillen Ozeans besaß, sondern sein Schiff nur nach dem kleinen Taschenatlas von Perthes feuerte!

„Pommern“ und „Setos“ gaben insgesamt 37 Mann an unseren Kreuzer „Nürnberg“ ab, als er am 1. September einlief. Sie waren nicht zu halten. Ich habe es selbst im Zimmer des Ersten Offiziers der „Pommern“ miterlebt, wie der Koch und der Metzger sich darum stritten, wer da bleiben müsse. Ich kann nicht ohne Wehmut an diese

Stunde zurückdenken, aber auch nicht ohne Stolz; sie alle ruhen auf dem Grunde des Meeres, treu bei ihrem Schiffe.

Als ich einige Tage später von einer dreitägigen Bergfahrt mit meiner Frau und dem Ersten Offizier der „Pommern“ talausstieg, sahen wir dem Hafen von Honolulu ein Schiff zustreben. Es war ein fremdes. Die regelmäßig hier anlegenden kannten wir alle. — Freund Wilts sprang plötzlich wie elektrisiert in die Höhe und schlug sich den Kopf dabei kräftig gegen die Decke des kleinen Eisenbahnwägelchens, das uns nach Honolulu zurückbrachte. Dort draußen vor dem Hafen lag der rätselhafte Dampfer: „Das kann nur der „Prinz Waldemar“ oder „Sigismund“ sein!“

Wir betraten gerade unser Haus, als das Telephon klingelte: „Es ist der Lloyd-Dampfer „Prinz Waldemar“.“ Er fährt sonst zwischen Sydney, Neu-Guinea, Manila, Hongkong und Japan. Zweiunddreißig Tage war er von Moji her in See, eine Strecke, die gewöhnlich in zwölf Tagen zurückgelegt wird. Die Offiziere durften uns nicht sagen, wo sie waren. Daß sie nicht nur zum Vergnügen den Stillen Ozean die Kreuz und Quer durchfahren, haben wir uns selber gedacht! Und nun kamen alle paar Tage einige Schiffe, bis der „Geier“ mit seinem Kohlendampfer „Loosun“ den Schluß machte. Ihnen folgten die Japaner, sicher auch in der Hoffnung, noch ein deutsches Schiff dicht vor dem rettenden Hafen abzufangen. Aber nur ein Motorschoner von 500 Co. fiel in ihre Hände durch besondere Ungeschicklichkeit des Führers. Als es mit sechzehn Granaten nicht zum Sinken zu bringen war, wurde ein Boot ausgesetzt, dessen Mannschaft das Holzschiff mit Petroleum übergießt und anzündete. Wie eine gewaltige Fadel lodern, trieb das Wrack vor dem Winde nach Westen und auf das Riff.

Am Heiligen Abend durfte ich, vom Kommandanten darum gebeten, der Besatzung des „Geier“ eine Ansprache halten. Diese Stunde der Weihnachtsfeier auf dem internierten und abgerüsteten deutschen Kriegsschiffe zur Kriegszeit gehört (ebenso wie die schlichte Kaiserin-Geburtstagsfeier an Bord) zu meinen unvergeßlichen Erinnerungen. Die Mannschaft trat soeben zum Appell an, als mich das Automobil am Kai absetzte. Die Stube des Ersten Offiziers war mir zur Sakristei eingerichtet worden. Das hintere Deck hatte man durch Segeltuch nach allen Seiten gegen den strömenden Regen abgeschlossen und mit Flaggen ausgeschmückt. Die Kriegsflagge am Fahnenstod des Hecks war nach innen gehängt. Ueber ein kleines Tischchen war sie nochmals gebreitet, unsere herrliche deutsche Kriegsflagge. Zu beiden Seiten dieses Altars standen die zwei in Kalifornien gewachsenen Weihnachtsbäume. In zwei Divisionen trat die Mannschaft auf Deck an; die Bordkapelle blies die Musik zu den lieben, alten Weihnachtsliedern. Und dann sind unsere Gedanken und Gefühle daheim gewesen, bei den Brüdern im Schützengraben und bei den Brüdern, die Wacht halten auf den Wogen der Meere. Und wir dankten für die Vergangenheit der deutschen Siege und gelobten für die Zukunft der deutschen Opfer.

Am 28. Dezember hat noch die gesamte Besatzung der zehn deutschen Schiffe von der deutschen Kolonie ihre Weihnachtsbescherung erhalten.

Wir hatten selbstverständlich viel Verkehr, seit dieses deutsche Schifferdorf von zehn Häusern, wie wir scherzend es nannten, im Hafen lag. Unser Pfarrhaus stand allen offen, und wir kamen auf die Schiffe. Kapitän Jurany vom „Prinz Waldemar“ weihte uns in die Geheimnisse des Shuffleboardspiels ein; Zeitungen wurden studiert, die neuesten Meldungen kritisch besprochen, und unser „Kleiner Generalstab“, der sich alle paar Tage auf unserer Veranda traf, wurde durch Marinesachverständige verstärkt. Da haben wir die Kriegsnachrichten alle gesichtet und kritisch auf ihren Wahrheitsgehalt untersucht. Die deutschen Nachrichten konnten wir immer als buchstäblich richtig zugrunde legen. Aber wir versuchten doch, auch aus den feindlichen Meldungen den vielleicht doch darin enthaltenen Wahrheitskern und Gehalt herauszuschälen. So erlebten wir die kriegerischen Vorgänge, wenn auch in weiter Ferne und allgemein, doch tief und verstehend mit.

Als wir auf dem „Prinz Waldemar“ das Jahr 1914 ausfeierten, hatten wir ein reizendes Erlebnis. Der Wäsche-

mann ist Malaie, also englischer Untertan. Nicht nur freute er sich immer aufgeregter über die Nachrichten von Unruhen in Indien, erkundigte er sich angelegentlich nach englischen Verlusten: er drang sogar in seinen Kapitän, 10 Mark für da deutsche Rote Kreuz anzunehmen! Man bedenke, was diese Summe für einen malatischen Wäschemann bedeutet, der noch dazu auf halben Sold gesetzt ist! Dieser prächtige Kerl kam nun, als die gegenüber verankerten japanischen Sampans zur Feier des Jahreswechsels die weiße Flagge mit dem glutroten Sonnenball hielten, zum Zweiten Offizier des „Prinz Waldemar“ und bat: „Mister De Haas, you get thing, makee seven times bumm, bumm; me go shoot japanese flag over there“, d. h. in entsprechendes Deutsch übertragen: „Sie holen Ding, macht siebenmal bumm, bumm (er meinte einen Revolver!), ich gehen, japanische Flagge dort drüben runterschießen!“ — Wir haben alle herzlich gelacht, aber das „siebenmal bumm, bumm“ hat er doch nicht bekommen!

Meine Schulkinder in der deutschen Nachmittagschule zu Honolulu haben in einem hübschen Scherz unbewußt angedeutet, wie der Krieg ausgehen wird und muß. Wir lernten „Deutschland über alles“ singen, und die Kinder hatten es als Diktat niederzuschreiben; eines zuerst die Ueberschrift an die Tafel. Als ich am nächsten Tage wieder in die Schule kam, war aus dem Deutschland über alles ein: über alles geworden, das englische Wort für unsere verbündeten Feinde, also Deutschlands militärischer Sieg. Den nächsten Nachmittag war es bereits in all lies abgeändert: Deutschland wird dann auch mit allen Lügen fertig werden; der politische Sieg. Doch blieben die Kinder dabei nicht stehen. Die endliche Fassung war: Deutschland über all liars: Deutschland wird mit allen Lügnern fertig werden und gründlich aufräumen. Und das ist die kultur- und westpolitische Aufgabe des deutschen Volkes, für die es kämpft und, Gott geb's!, auch siegen wird!



Auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege.

Von Paul Liberner.

„Endlich allein!“ — So riefen wir beide, meine nunmehr von mir glücklich geschiedene Frau Katharina und ich, aufrichtigen und ehrlichen Herzens, als wir das eheliche Band, das wir vor acht Jahren geknüpft hatten, durch die Amisidhere des Richters zerschnitten sahen. Meine „Gewefene“ zog in weite Fernen, also — endlich ganz allein! Dieser Gedanke wirkte so beruhigend und versöhnend, daß in unserer Abschiedsblid von Daß und ewigem Groll nichts zu finden war, eher lag in ihm die brennende Frage, ob denn das, was wir uns zugesagt hatten, groß genug war, um unser Auseinandergehen auch vor unserem Gewissen zu rechtfertigen. Ja, es war mehr als gerechtfertigt. Unser Leben war zur seelischen Volterkammer geworden: Meine Frau, eine Siebenschichte, eine Besserwifferin ersten Ranges, ob ihrer hübschen Larve von groß und klein verzogen und verhätschelt, ein Individuum mit so ausgeprägtem und unberechenbarem Eigenwillen, daß das Wasser den steilsten Berg dreimal hinauf, bis meine Ehehälfte von einer gefakten Meinung, und wenn sie noch so verrückt war, abließ, oder sich zu einer Tat, edel und unabweisbar, aufschwang, wenn sie nicht in ihrem Kram paßte. In den ersten Blittermonaten wurde ich mir dieses Drachenkampfes gar nicht bewußt, und als mir meine Frau am Ende unseres zweiten Ehejahres ein reizendes Zwillingsspärgchen, Adam und Eva, wie wir unsere ersten Menschlein nannten, verehrte, hatte ich für meine „Angebete“ überhaupt kein Nein! mehr. Das wurde aber unserer Ehe zum Verhängnis. Durch meine liebevolle, oder eigentlich gar nicht liebevolle Nachgiebigkeit wurde der „Dickhädel“ immer größer, verflochter, in seinen listigen Kreuz- und Quersügen noch raffiniert, bis eines Tages der permanente Krach da war. Der wilde Szenen gab es kein Ende mehr und in einem Wutausfall gab ich meiner Frau einmal eine gesalzene Prügeln. Ich wurde vor den Radi geschleppt: Schlichter Abschied mit geteiltem

Schuldbuchkonto wegen gegenseitiger unreparierlicher Abneigung und ihren Folgen in der Kindererziehung! Auch mit unseren Lieblichen mußten wir Halbpart machen. Meine Frau lebte es mit der ganzen Kunst ihrer Veredamkeit bei dem Richterkollegium durch, daß ihr unser Töchterchen zugesprochen wurde — weil ich das temperamentvolle Evchen zu gerne besessen hätte. — Der letzte Wunsch einer „Scheidenden“! Die kleinen Seelen waren schon Mensch genug, um die Trennung in ihrer ganzen Bitterkeit zu erleben; dabei fehlte ihnen der grobe Frost, daß sie durch das Scheiden aus einer miserablen Sache herauskamen. Ueber der Kindheit Sonnenschein vermochten die Schatten des Streites und Bantes ihre Herzen nicht zu treffen.

Bald begann ich ein regelrechtes Junggesellenleben. Doch die Freude, das geträumte Glück des Garcons blieb aus. Und der Jammer meines Buben um Mutter und Schwester legte sich schließlich mehr auf meine Nerven als der vorherige Kampf um Meinungen. —

Da fiel mir ein Heiratsgesuch der Wiesbadener Zeitung in die Augen: „Frau, durch ihre Schuld, aber ohne moralischen Defekt geschieden, will sich wieder verheiraten, Näheres usw.“ Ein Weib, das öffentlich seine Schuld bekennt, war mir etwas so unbegreiflich Großes, daß ich hier zugriff. „Getippte“ Briefe ohne Namensnennung vereinbarten ein erstes Stelldichein — Erkennungsmarke rote und weiße Nette — im Wartesaal 1. Klasse des Hauptbahnhofes einer benachbarten Großstadt. Mein Junge sollte mit zur „Brantschan“, das kindliche Gemüt sollte mir Financiers und Beweiser sein, ob ich mit der Wahl das Richtige trafe. Es waren mir lange, bange Tage, bis der festgesetzte Termin da war. Klopfenden Herzens betrat ich den Wartesaal, der ja das Trennen und Wiederfinden von Menschenherzen gewohnt ist! Ich drückte mich in dem großen vornehmen Raume ein bißchen um die Säulen herum, um vielleicht die geanerischen Nellen bald zu entdecken, als ich mit den meinigen selbst entdeckt war, da riß sich mein Kind mit einem plötzlichen Auf von mir los, dem ich nicht gewachsen war, und fast im gleichen Moment sprang mich etwas Hasenartiges an, und mit dem Jubelschrei: „Papa, Papa!“ bedeckten Klein-Evchens stürmische Küsse meine Lippen. Das Pendant hierzu schuf mein Sohn am Hals meiner netteneschmückten Frau. Was sollten wir Alten da machen angesichts so viel rührender Kindbezüge? — Uns auch in Liebe, Nachgiebigkeit und Milde wiederfinden und mit Kind und Keuel heimwärts ziehen!



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

Deutsche Worte.

Der Gedanke eines vaterländischen Schutzkrieges, wo alles auf dem Spiele steht, alles verloren und alles gewonnen werden kann, leuchtet und entzündet als eine unvergängliche Sonne.

John.

Man soll im Leben nicht auf fremde Hilfe vertrauen und man soll Freundlichkeit andern nicht erweisen, damit sie vergolten wird. Es ist ja besondere Freude, wenn ein Ton, den man in die Welt gerufen hat, als Echo wieder zu uns zurückklingt, aber man soll darauf nicht vertrauen.

Gustav Freytag.

Der Mensch ist der Freigelassene des Schicksals, das ist mir von jeher eine liebe Idee gewesen; gleich einem mündigen Sohn gibt es ihm sein Erbteil und läßt ihn dann schalten.

Schleiermacher.

Das Vaterland ist höchstes Gut.

Ihm schlägt mein Herz, ihm fließt mein Blut,

Sein bin ich bis zum letzten Hauch,

Und Kinder und Enkel, sie bleiben es auch.

Gustav Falke.

Was ich will vom Geseß? Es soll das Höchste verlangen, was der Beste vermag, wenn er die Kraft nur gebraucht. So beschließt es die Welt vom Bösen und steht auch dem Guten gegen sich selber bei, wenn ihn die Stunde versucht.

Friedrich Hebbel.

Das Mutterherz ist der schönste und unverlierbarste Platz des Sohnes, selbst wenn er schon graue Haare trägt. — und jeder hat im ganzen Weltall nur ein einziges solches Herz.

Stifter.

Altdentscher Humor.

In Dummerstadt hatten die Bauern ein sehr hübsches Weizenfeld angelegt. Als es nun fast Zeit zum Schneiden war, da gerieten zwölf Pferde hinein, die fraßen darin nach Herzenslust. Der Feldwächter sah es und schwankte, ob er sie herantreiben sollte; er fürchtete, er würde den Weizen zertrümmern und Schaden anrichten. Ging also heim und meldete es dem Vorsteher und der Gemeinde. Die wußten auch nicht, was zu tun wäre, damit der Weizen keinen Schaden litte und der Feldwächter doch die Pferde herantreiben könnte. Als sie nun sechs Stunden lang beratschlagten hatten, und die Pferde damit keineswegs weniger den Weizen abäten, beschloßen sie schließlich, es sollten vier vom Rat den Feldwächter auf eine Hürde setzen, ihm eine lange Gerle in die Hand geben und ihn in dem Weizen herumtragen, bis er die Pferde allmählich herantreiben hätte, und sollte er selbst nicht in den Weizen gehen, damit er keinen Schaden anrichte.

Schützengräben im ewigen Schnee.

Die Italiener sehen sich in der Region des ewigen Schnees der Dolomiten klimatischen Verhältnissen gegenüber, die die Eigenart der Kriegsführung im Hochgebirge scharf kennzeichnen. Arnaldo Fraccaroli, der Kriegskorrespondent des „Corriere della Sera“, gibt von dieser Eigenart ein Landschaftsbild. „Tag und Nacht“, so schreibt der Italiener, „donnern auf dem Monte Piana die Kanonen. Der Monte Piana ist einer unserer am meisten vorgeschobenen nördlichen Punkte gegen Oesterreich. Man beherrscht von hier die befestigten Stellungen von Carbonin und das starke Fort von Landro: die beiden Bergmassen, die die Straße von Toblach unter ihrem Schutz halten. Jene Straße ist kaum vierzehn Kilometer von unserer Grenze entfernt. Sie führt ins Pustertal und gleichzeitig zu der Eisenbahnlinie, die Kärnten mit Tirol verbindet. Die italienische Befestigung dieser Eisenbahn müßte dem Feind einen schweren Schlag zufügen. In dieser Erkenntnis verteidigt Oesterreich die Zugänge der Straße mit wildwüthiger Heftigkeit, und die österreichischen Forts überschütten deshalb auch den Monte Piana beständig mit einem wahren Eisenhagel. Unsere Soldaten lagern im Schnee. Die Schützengräben sind in Schnee eingegraben. Es gibt Stellen, an denen der Schnee über einen Meter hoch liegt, zuweilen erreicht er sogar die Höhe von anderthalb Metern. Ein flimmernder Glanz leuchtender Wälder, der die Augen blendet. Bei Sonnenschein dürfte der Feind vom Monte Piana nichts weiter sehen als einen flimmernden Regen, der die Augen zu schließen zwingt. Das Alpenpanorama breitet sich in unendlicher Weite. Es wächst aus einer gewaltigen Verbindung berühmter Bergriesen heraus. Jenseits des Tales des Rimbianco nach Osten reden sich die hochragenden Gipfel der drei Zinnen von Lavarado empor. Darüber hinaus tauchen die dunkelgrünen Fledern der äußersten Ausläufer des Pustertales auf, über das das gewaltige Massiv der Groda bei Rondoi aufwächst. Dahinter verschwimmt im blassen Blau der Dürrenstein und der Seelofel, und der Gipfel der Dreiherrnkrise bohrt die bleichen Faden seiner Felsentrone in den Himmel. Uns zugewandt, nach Italien weisend, steht der Monte Cristallo im starren Ernst seiner 3200 Meter, und jenseits der Rifurinakämme leuchtet in der Talmulde das dunkelblaue Auge des vielbesungenen kleinen Sees gleichen Namens. Aber die Soldaten haben für die Schönheit der Landschaft kaum ein Auge. Man späht in der Ferne nach dem Feinde aus, in der Richtung nach dem Carbonin, der über die wenigen Häuschen von Landro emporwächst. Man schaut nach Landro, das wegen seiner Sverforts berühmt ist und wegen des Widerstandes, dem wir hier begegnen. Aber man blickt noch weiter hinaus, hinaus nach der Straße, die nach dem arünen Pustertal hinabsteigt, nach Toblach hin, von dem man noch nichts sieht.“ Und von dem, wie man getrost sagen kann, die sehnsüchtig aussehenden Augen der italienischen Soldaten auch wohl niemals etwas zu sehen bekommen werden.

Aus dem Buche der Natur.

Schutzfarbe — Schadfärbung. Es läßt sich fast durchgehend feststellen, daß Kerbtiere, z. B. die eine Schutzfarbe und Schutzfarbe besitzen, von dieser Sicherheitsvorrichtung nur so lange Gebrauch machen, als sie ihre wichtigste Lebensaufgabe, die Fortpflanzung, noch nicht erfüllt haben. Dergleichen sie sich vor der Paarung und Eiablage auf Linden, Flechten und ähnlichen Stellen, mit denen ihre Schutzfarbe übereinstimmt, so sehen sie sich nach der Fortpflanzungstätigkeit wahllos überall hin, wogegen sie dort noch so sehr auffallen. Hier kann gleichwohl von Schadfärbung nicht die Rede sein. Die Lebensaufgabe ist erfüllt, an der Vernichtung des Tieres ist nichts mehr gelegen. Anders liegt die Sache bei Tieren, die ihre Schutzfarbe zu einer Zeit

tragen, da sie ihrer nicht, oder doch nicht in der vorhandenen Art und Weise bedürftigen. Der Schneehase und das Hermelinwiesel z. B. tragen ihr weißes Winterkleid auch dann, wenn der Schnee zeitweilig weicht oder wenn ein zeitiges Frühjahr einsetzt. Dem Fiesel schadet das nicht viel, denn es ist ein regsameres Tier mit scharfen Sinnen, namentlich mit ausgezeichnetem Gehör, das sich nicht leicht überraschen läßt. Anders der Schneehase der Alpen und des Nordens. Im Vertrauen auf sein weißes Winterkleid drückt er sich in seinem Lager und läßt sich nicht zur Flucht bewegen. Herrscht nun Tauwetter oder ist der Schnee gewichen, so verrät den Hasen sein weißes Kleid von weitem allen seinen Feinden. Alles Raubwild stellt ihm dann mit leichter Mühe nach, und selbst Menschen haben unter den gedachten Verhältnissen den Schneehasen schon mit Bergastock oder Eispickel erschlagen. So wird gelegentlich eine an und für sich vortreffliche Schutzfarbe zur allerschädlichsten Schadfärbung.



Luftige Ecke.

Einer von Kitzeners Freiwilligen, ein Vörlaner, hatte in einer kalten feuchten Nacht einen beladenen Wagen zu bewachen. Schutzlos der Bitterung preisgegeben und am ganzen Körper alternd, stand er mehrere Stunden da und ließ sich allerlei Gedanken durch den Kopf gehen. Da kam ihm ein recht alänzender Einfall, gerade, als der Oberst auf seinem Rundgang vorbei kam. „Herr Oberst“, fragte er, „wieviel ist dieser Wagen wert?“ — „Ich weiß nicht“, war die Antwort. „Aber viel oder wenig, wir können es uns nicht leisten, ihn zu verlieren.“ — „Wohl, Herr Oberst“, beharrte der Amateur-Soldat, „Sie können mir aber vielleicht einen ungesährlichen Anhalt vom Werte geben.“ — „Etwa viertausend Mark“, meinte der Oberst. — „Wohl“, war die Antwort, „ich will ins Lager kommen und Ihnen einen Scheck für den Betrag geben. Dann werde ich mich hinlegen. Ich würde mich nicht für das doppelte Geld auf den Tod erkalten.“ — Was der Oberst sagte, wird nicht berichtet.

„Ammerhin“, bemerkte der nachdenkliche Herr, „ist ein großer Unterschied zwischen Erwartung und Verwirklichung.“ — „Darauf können Sie sich verlassen“, entgegnete der Herr mit dem rötlichen Vollbart, „z. B. zwischen dem Leben des Samen-katalogs im Frühjahr und dem Ausschauen der Ernte in Ihrem Garten im Herbst.“

Ein Romanschriftsteller besuchte einen Bekannten und erzählte ihm von seinen hohen Auftragsverhältnissen. Dann setzte er und sprach, nach Komplimenten ansetzend: „Ich werde reich und reich, aber trotzdem glaube ich, daß meine Arbeit an Güte nachläßt. Mein neues Werk ist nicht so gut, wie meine alten.“ — „O, Unsinn!“ erwiderte der Herr, „Sie schreiben genau so, wie Sie immer taten, mein Junge. Ihr Geschmack hat sich gebessert, das ist das Ganze.“

Gatte: „Was? Schon wieder ein neues Kleid?“ — Gattin: „Nun, sei nur nicht böse. Ich habe es selbst bezahlt.“ — Gatte: „Selbst bezahlt? Woher hast du denn das Geld?“ — Gattin: „Ich habe deinen Gehalts verkauft.“

Marie: „Rein, ich will mein Gesicht nicht waschen! Es ist mir verhaßt, mein Gesicht zu waschen!“ — Großmutter: „Wie unartig! Als ich ein kleines Mädchen war, habe ich stets mein Gesicht gewaschen.“ — Marie: „Ja, und nun auch es dir mal an!“

Bauberkünstler: „Du hast gesehen, wie ich deine Uhr in dein Taschentuch gewickelt habe?“ — Anabe auf der Bühne: „Ja.“ — „Du kannst fühlen, daß sie noch im Taschentuch ist?“ — „Ja.“ — „Du kannst sie ticken hören?“ — „Ja, aber —“ — „Ja, aber was?“ — „Meine Uhr geht schon seit einer Woche nicht mehr, weil ich mal das Werk herausgenommen habe.“

„Rein, Georg“, protestierte das hübsche Mädchen, „das mußt du nicht tun. Ich habe noch nie einem jungen Mann gestattet, den Arm um meine Taille zu legen.“ — „Denn das der Fall ist“, antwortete er betrübt, aber mit unbeugsamer Festigkeit, „darf ich dich wohl bitten, dein Köpfchen von meiner Schulter zu nehmen.“

